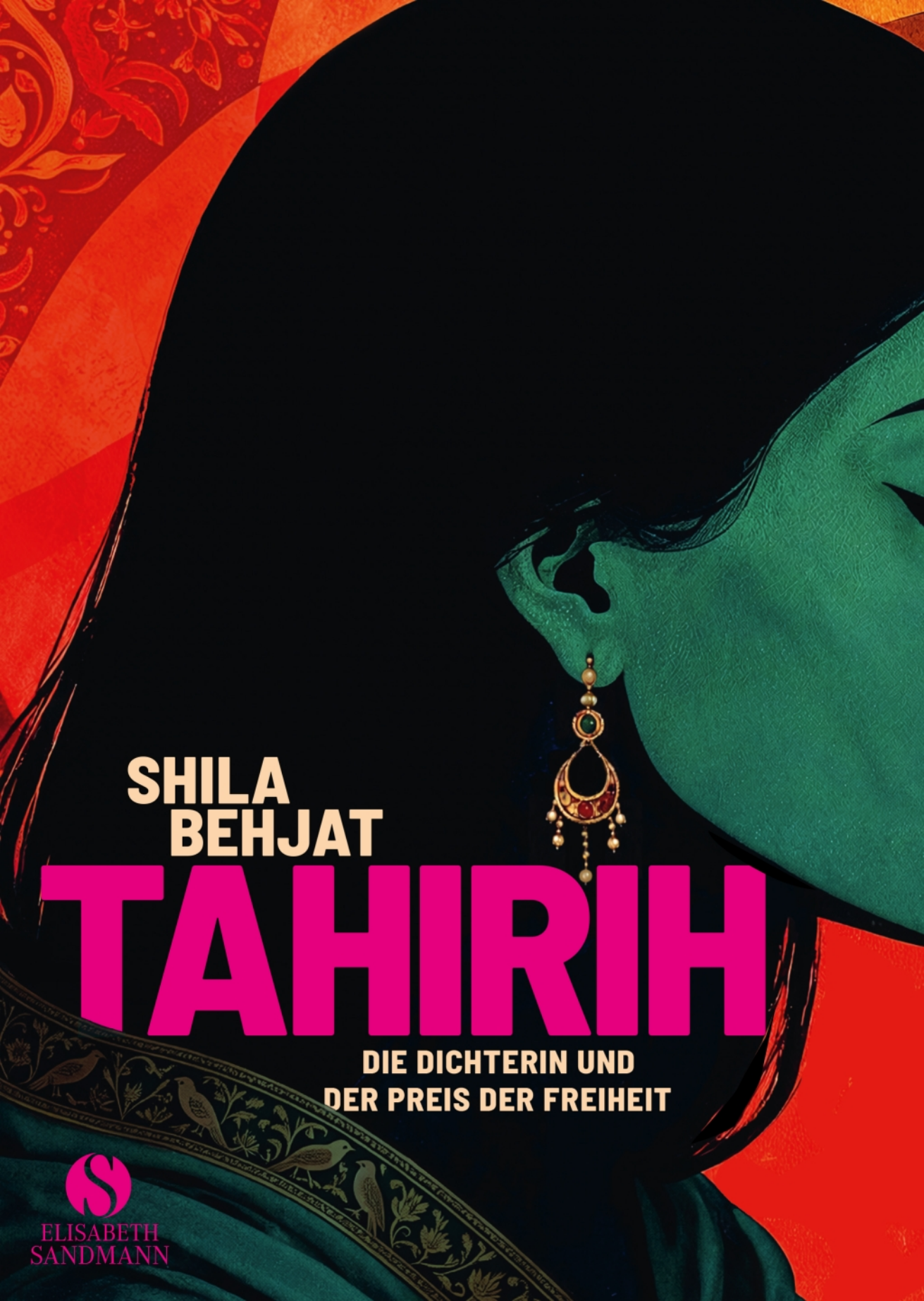


A stylized, high-contrast illustration of a woman's profile in shades of green and black. She is wearing a large, ornate gold earring with a teardrop shape and red and green gemstones. The background is a vibrant orange-red with a subtle floral pattern in the top left corner. A decorative border with bird and floral motifs runs along the bottom.

**SHILA
BEHJAT**

TAHIRIH

**DIE DICHTERIN UND
DER PREIS DER FREIHEIT**



ELISABETH
SANDMANN

TAHIRIH

*Die Dichterin und der
Preis der Freiheit*

SHILA BEHJAT ist Journalistin, Publizistin und Moderatorin mit deutschiranischen Wurzeln. Sie studierte Jura in Hamburg und Paris, war Korrespondentin in London, lebte als freie Journalistin in Indien und ist heute als Kulturredakteurin tätig. 2024 erschien ihr viel diskutiertes Debüt »Söhne großziehen als Feministin«, gefolgt von »Frauen und Revolution«, wo sie die Rolle weiblich geführten Widerstands in der Gegenwart skizziert.

**SHILA
BEHJAT**

TAHIRIH

*Die Dichterin
und der Preis
der Freiheit*

IMPRESSUM

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026
Elisabeth Sandmann Verlag GmbH
Torstraße 44 · 10119 Berlin
info@insel-verlag.de · www.esverlag.de

ISBN: 978-3-949582-40-0
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Claudia Teibler
Umschlaggestaltung: Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln
Bildnachweis: Lübbeke, Naumann, Thoben
unter Verwendung von KI (Seedream Pro 5.0 auf dem Portal Magnific)
Satz: Sofarobotnik, Augsburg & München
Lithografie und Herstellung: Jan Russok, RR Creative Service
Druck und Bindung: Bittner print s.r.o., Bratislava
Übersetzungen der Gedichte von Shila Behjat und Shahab Behjat


ELISABETH
SANDMANN
VERLAG

PROLOG

Den Frauen Irans

*»Ihr könnt mich töten, aber ihr könnt
den Fortschritt der Frauen nicht aufhalten.«*

Man kann einen Stoff verbrennen. Man kann ihn in die Flammen werfen, auf ihn treten, um ihn herumtanzen. Man kann ihn vom Kopf reißen und in die Höhe halten, während ringsum Menschen den eigenen Namen, das eigene Leben und die eigene Freiheit zurückfordern. Man kann ihn abschneiden, zerreißen, ablegen. Man kann das Haar darunter wachsen lassen bis zur Hüfte oder es abrasieren, um zu zeigen, dass auch darüber niemand anderes verfügen darf.

Doch was geschieht, wenn ein Stück Stoff seit Generationen nicht nur den Kopf bedeckt, sondern wenn damit versucht wird, eine Ordnung zusammenzuschnüren, mit Gewalt, mit Bedrohung, mit dem Wunsch nach Herrschaft und Kontrolle?

Im Herbst 2022 standen Frauen in Saqqez, Teheran, Karadsch, Kermanschah und vielen anderen Städten des Iran auf den Straßen. Sie standen vor bewaffneten Männern, vor Wasserwerfern und Gefängniswagen. Sie wussten, dass ein Ruf, eine Bewegung, ihr unbedecktes Haar genügen konnten, um geschlagen, verschleppt, missbraucht oder getötet zu werden. Manche entzündeten ihre Kopftücher. Manche schnitten sich öffentlich die Haare ab. Andere gingen einfach weiter, ohne den Stoff, mit dem der Staat ihre Körper zu seinem Hoheitsgebiet erklärt hatte.

Sie riefen: Jin, Jiyan, Azadi. Frau, Leben, Freiheit.

Es war ein kurdischer Ruf, doch bald gehörte er allen. Frauen riefen ihn, Männer, queere Menschen, Schülerinnen, Studenten, Arbeiter, Händler auf den Basaren, Mütter, die ihre Kinder suchten, und Familien, denen nicht einmal ein Grab geblieben war. Für einen Augenblick schien es, als spreche ein ganzes Land mit einer Stimme.

Ausgelöst worden war der Aufstand durch den Tod einer jungen Frau. Ihr Name war Jina. Einen kurdischen Namen sollte sie in den amtlichen Papieren nicht tragen dürfen; dort hieß sie Mahsa Amini. Selbst ihr Name war also bereits geteilt gewesen: einer für ihre Familie, einer für den Staat. Sie wurde festgenommen, weil ihr Kopftuch angeblich nicht richtig saß. Wenige Tage später war sie tot. In ihrem Namen lag das persische Wort für Mond: Mah. Und plötzlich stand dieses kurze Leben wie ein Licht über dem Land. Es beleuchtete die Gewalt eines Systems, das den Körper einer Frau überwacht und zugleich fürchtet. Es zeigte, wie viel Macht eine Herrschaft dem Haar einer jungen Frau zuschreiben muss, wenn sie Polizei, Gefängnisse und Gesetze braucht, um es zu verbergen. Und es zeigte, dass selbst ein Regime, das nahezu alle Mittel der Gewalt besitzt, an etwas scheitern kann, das sich nicht verhaften lässt: an der Erinnerung, am Trotz, an der weitergegebenen Erfahrung von Frauen.

Woher kam ihre Furchtlosigkeit? Woher kam diese Fähigkeit, nach jeder Verhaftung, nach jedem Schuss, nach jedem Begräbnis wieder auf die Straße zu gehen? Die Frauen Irans begannen ihren Kampf nicht im September 2022. Ihre Wut wurde nicht erst in jenem Polizeiwagen geboren, in den Jina Amini gezwungen wurde. Und sie dauert bis heute an. Nach wie vor findet der Kampf der Islamischen Republik auf den Körpern der Frauen statt. Derzeit herrscht Krieg in Iran, und es gibt Stimmen, die »Frau, Leben, Freiheit« wie etwas Vergangenes aus »besseren Tagen« darstellen wollen und damit ein altes Lied anstimmen:

»Es ist Krieg, jetzt ist keine Zeit für Frauenrechte.« Doch inzwischen ist bekannt, dass genau das eine der größten Fehleinschätzungen ist. Oder eben eine Schutzbehauptung, um genau diejenigen auszuschließen, die auf eine gerechte Verteilung von Macht pochen. Auch weil die Beteiligung von Frauen am *nation building* und an der Aufarbeitung von Kriegshandlungen nicht nur völkerrechtlich geboten ist, sondern weil sie sicherstellt, dass gerechtere, sicherere und vor allem stabile Gesellschaften entstehen. Die Wochenzeitung *Economist* trug hierauf hinweisende Fakten bereits 2021 in einer großangelegten Recherche zusammen und kam zu dem Schluss: »Countries that fail women fail« (sinngemäß: Länder, die Frauen im Stich lassen, scheitern).

Bereits mit der blutigen Niederschlagung der Proteste vom Januar 2026 ging das Regime des Iran abermals härter gegen sie vor. Im Schatten des Krieges mit den USA werden nun Kleidungs Vorschriften wieder verschärft und Frauen wegen Fehlverhaltens ausgepeitscht. Anita Papist etwa wurde zu 74 Peitschenhieben verurteilt – weil sie öffentlich gesungen hatte.

»Jin, Jiyan, Azadi«: Dieser Ruf ist zwar leiser geworden, der Wille der iranischen Frauen jedoch kein bisschen schwächer. Ihr heutiger Kampf äußert sich nicht nur als feministischer Protest, sondern als gesellschaftlicher Katalysator für breitere Forderungen nach Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und demokratischer Teilhabe – ein Widerstand, der das autoritäre System im Kern herausfordert. Mit dem tagtäglichen zivilen Ungehorsam, den Frauen vor allem seit 2022 an den Tag legen, bereiteten sie den Nährboden für die Proteste, die Ende 2025 begannen, denn sie konnten in ein Klima des breit angelegten, dauerhaften und beständigen Widerstands gegen den Kern des Regimes eingebettet werden. Eines der ikonischsten Bilder wurde das einer jungen Frau, die sich am brennenden Foto des obersten religiösen Führers, Ali Khamenei, eine Zigarette anzündete.

Doch die weibliche Widerstandskraft ist älter als die Islamische Republik, älter als die gestürzte Pahlavi-Dynastie, älter als die moderne Vorstellung vom Iran. Sie ist durch Generationen gewandert: in Gedichten und Briefen aus Gefängnissen, in Erinnerungen – und in den Entscheidungen von Frauen, die sich weigerten, das Leben anzunehmen, das andere für sie vorgesehen hatten. Tag für Tag.

Eine dieser Frauen hieß Tahirih. Wer verstehen will, warum iranische Frauen heute nicht schweigen, muss ihre Geschichte kennen. Fast 175 Jahre vor Jina Amini stand Tahirih in einem Garten im Norden Persiens vor einer Versammlung von Männern und vollzog eine Geste von ungeheurer Sprengkraft.

Tahirih trat ohne Schleier vor die Männer und wurde deshalb getötet. Heute lesen viele diesen Satz und haben dafür schnelle Deutungen. Vielleicht zu schnelle. Denn man muss einen Augenblick bei ihm verweilen, um zu begreifen, was er bedeutet. Sie nahm nicht einfach ein Kleidungsstück ab. Sie überschritt eine Grenze, die das Sichtbare vom Verbotenen trennte, die Welt der Männer von der Welt der Frauen, Autorität von Gehorsam. Der Schleier bestimmte nicht nur, wie eine Frau auszusehen hatte. Er bestimmte, wo sie sein durfte, vor wem sie sprechen konnte und ob ihre Stimme als Wissen oder als Verführung verstanden wurde.

Tahirih kannte diese Ordnung besser als fast alle Männer, die sie verteidigten. Sie war in einer der angesehensten geistlichen Familien Persiens aufgewachsen. Sie beherrschte Theologie, islamisches Recht, arabische Literatur und persische Dichtung. Sie hatte gelernt, den Vorlesungen ihres Vaters hinter einem Vorhang zu folgen. Später unterrichtete sie selbst Männer, ebenfalls durch einen Vorhang von ihnen getrennt.

So erlaubte man zwar ihrer Stimme, in diesem Raum zu sein. Ihr Körper dagegen durfte das nicht. Langfristig jedoch akzeptierte Tahirih diese Unterscheidung zwischen ihrem Geist und ihrer Person nicht.

Sie hätte nicht die sein können, die sie war, ohne diese Trennung zu zerreißen. Als sie unverhüllt erschien, brach unter den Anwesenden Panik aus. Männer flohen. Andere schrien. Einer setzte sich ein Messer an die Kehle, als sei nicht Tahirih in Gefahr, sondern die gesamte sittliche Welt, nur weil er ihr Gesicht gesehen hatte. Dieser Augenblick enthüllte mehr als eine Frau. Er enthüllte die Zerbrechlichkeit einer Ordnung, deren moralischer Bestand davon abhing, dass Frauen unsichtbar blieben.

Nicht Tahirih verlor die Kontrolle. Die Männer verloren sie. Darin liegt eine Wahrheit, die bis in die Gegenwart reicht. Patriarchale Herrschaft erklärt den Körper der Frau zur Gefahr und ihre Unterwerfung zur Sicherheit. Sie verlangt von ihr, sich zu verhüllen, zu verkleinern und zurückzunehmen, und nennt dies Schutz. Sie macht sie für die Blicke, Gedanken und Handlungen der Männer verantwortlich. Und wenn eine Frau diese Verantwortung zurückweist, wenn sie sich zeigt, spricht und handelt, erscheint nicht etwa sie als frei, sondern die gesamte Ordnung als bedroht.

Tahirih wusste genau, was sie tat. Und doch tat sie es nicht, weil sie die Religion, mit der sie aufgewachsen war, verachtete. Gerade darin unterscheidet sich ihre Geschichte von den einfachen Erzählungen, in die man sie später zu pressen versuchte. Sie musste sich nicht von ihrem Glauben befreien, um frei zu sein. Sie fand die Freiheit im innersten Kern ihres Glaubens. Für sie war die Gleichheit von Männern und Frauen kein Zugeständnis an eine moderne Welt, sondern Bestandteil einer neuen geistigen Wahrheit. Kein Mensch brauchte einen Vermittler zwischen sich und Gott. Eine Seele hat kein Geschlecht.

Die Geschichten, die ihre Gegner über sie erzählten, folgten einem vertrauten Muster. Eine Frau, so behaupteten sie, könne unmöglich durch Gedanken Macht gewinnen. Also musste es ihr Körper gewesen sein. Konnte sie Männer überzeugen, dann nicht durch Wissen, sondern

ausschließlich durch ihre Reize. Konnte sie eine Bewegung prägen, dann nicht als Denkerin, sondern als Versuchung. Selbst ihre Bildung, die niemand leugnen konnte, wurde zur Nebensache gegenüber der Frage, wie Tahirih aussah. Diese Herabsetzungen waren kein Zufall und sie sind Frauen bis heute bekannt. Wer Frauen auf ihr Äußeres reduziert, muss sich nicht mehr mit ihren Argumenten auseinandersetzen.

Der Versuch, sie zu verkleinern, endete nicht mit Tahirih's Tod. Auch die europäische Nachwelt machte sie sich verständlich, indem sie ihr einen bereits bekannten Namen gab. Man nannte sie die persische Jeanne d'Arc. Der Vergleich sollte sie ehren, doch er nahm ihr zugleich etwas Eigenes. Tahirih war keine östliche Wiederholung einer europäischen Heldin. Sie brauchte keine Übersetzung in eine weiße, christliche Geschichte, um Bedeutung zu besitzen. Sie war Dichterin, Gelehrte, Lehrerin, religiöse Erneuerin und Revolutionärin zugleich. Sie stellte nicht nur die gesellschaftliche Stellung der Frau infrage. Sie griff nach der Wurzel jener geistlichen Macht, die diese Stellung als von Gott gegeben ausgab.

Dennoch erkannten Menschen weit über Persien hinaus früh, dass in ihr etwas Außergewöhnliches sichtbar geworden war. Schriftstellerinnen und Theatermacherinnen beschäftigten sich mit ihr. Im Russland des frühen 20. Jahrhunderts machte die Dramaturgin Isabella Grinevskaya sie zu einer zentralen Figur eines Theaterstücks, das Leo Tolstoi derart gefiel, dass er begann, sich mit dem Leben Tahirih's auseinanderzusetzen. In Frankreich wollte Sarah Bernhardt ihr Leben auf die Bühne bringen. Die österreichische Frauenrechtlerin Marianne Hainisch sah in ihr eine Pionierin der Gleichberechtigung. Der britische Orientalist Edward Granville Browne schrieb, die Erscheinung einer Frau wie *Qurrat'ul-Ayn*, wie Tahirih auch genannt wurde, sei in jedem Land und zu jeder Zeit selten, in einem Land wie Persien aber nahezu ein Wunder.

Doch auch Bewunderung kann eine Frau zum Bild erstarren lassen, was Tahirih nicht war.

Tahirih war keine makellose Statue, die nur dazu diente, späteren Generationen Mut zuzusprechen. Sie war ein Mensch in einer Zeit gewaltiger Umbrüche. Sie traf Entscheidungen, deren Folgen sie nicht wirklich und vollends beherrschen konnte; ihr Handeln jedoch war getrieben von Veränderung. Sie vertrat religiöse Überzeugungen, die heute vielen, vor allem im Westen fremd erscheinen mögen. Sie war keine Feministin im modernen, säkularen Sinn und gebrauchte nicht notwendigerweise jene Begriffe, mit denen wir ihre Bedeutung heute beschreiben. Aber sie handelte so, als sei ihre geistige, intellektuelle und schöpferische Autorität der eines Mannes gleich. Und sie wartete nicht darauf, dass ihr ein Platz gewährt wurde. Sie nahm ihn einfach. Gerade deshalb lässt sie sich nicht aus der Geschichte der Frauenrechte herauslösen. Feminismus beginnt nicht erst dort, wo er als Begriff verwendet wird.

Tahirih bezahlte für ihren Drang zu Gleichheit in Freiheit mit allem. Man trennte sie von ihren Kindern. Man hielt sie gefangen. Man versuchte, sie zum Schweigen zu bringen. Schließlich wurde sie getötet. Mit ebenjenem Tuch, das sie sich weigerte auf den Kopf zu ziehen. Man warf ihren leblosen Körper in einen Brunnen. Kein Grab sollte an sie erinnern.

Diejenigen, die sie töteten, dachten, ihre Macht sei in ihrem Körper gewesen. Die Gegenwart aber erzählt eine andere Geschichte. Tahirih's Macht lag in den Frauen, die ihren Namen weitertrugen, und in den von ihr geschriebenen Versen, die man weitertrug, und darin, dass immer dann, wenn eine iranische Frau gegen die bestehende Ordnung ihre Stimme erhob, dies in Tausenden, vielleicht in Millionen eine Erinnerung wachruft an die Geschichte, die sie gehört haben. Von der furchtlosen Tahirih in der Versammlung von Männern.

Tahirih und die Frauen von 2022 trennen Monarchien, Revolutionen, Kriege, Hinrichtungen, Exil und Gefängnisse. Zwischen ihnen liegen die unvorhersehbaren Sprünge der Geschichte und widersprüchliche politische Bewegungen, erkämpfte Rechte und deren gewaltsame Rücknahme. Doch es gibt auch Verbindungen. Sie führen zu Shirin Ebadi, die als Juristin jene verteidigte, die der Staat entrechtete, darunter Angehörige der Bahai-Gemeinschaft. Zu Neda Agha-Soltan, deren Sterben während der Proteste von 2009 vor den Augen der Welt festgehalten wurde. Zu den Frauen, die in Gefängnissen sangen, obwohl ihre Stimmen außerhalb der Mauern verboten werden sollten. Oder zu den Müttern, die Bilder ihrer getöteten Kinder hochhielten, obwohl man ihnen drohte, auch die Erinnerung zu bestrafen. Und sie führen zu Jina Amini.

Nicht weil diese Frauen dieselben Überzeugungen teilten oder Teil ein und derselben Bewegung gewesen wären. Sondern weil jede von ihnen auf ihre Weise an dieselbe Grenze stieß: an Formen und Ausformungen von Macht, die von Frauen verlangte, sich selbst zu verleugnen, um überhaupt existieren zu dürfen. Doch für diese Frauen ist Existenz nicht gleich Leben. Und sie wollten und wollen leben, mit all ihrem Sein.

Ihre Resilienz ist keine angeborene iranische Eigenschaft. Auch kein romantischer Zauber, den Frauen aus Unterdrückung gewinnen. Widerstandskraft entsteht aus Notwendigkeit. Sie wird weitergegeben, weil jede Generation die Spuren der vorherigen findet: in einem Gedicht, einem Foto, einer verbotenen Biografie, einer Geschichte, die erzählt wird.

Die heutige Islamische Republik hat gute Gründe, die Erinnerung an Tahirih zu verfälschen oder auszulöschen. Eine hochgebildete religiöse Frau, die sich gegen die Herrschaft der Geistlichen erhob, ist für sie gefährlicher als eine Gegnerin, die man einfach als Feindin des Glaubens abtun konnte. Tahirih bewies, dass Widerstand gegen religiösen

Machtmissbrauch aus einer tiefreligiösen Überzeugung hervorgehen konnte. Sie nahm den Geistlichen das Recht, allein darüber zu entscheiden, was Gott von einer Frau verlangte, noch viel mehr: wie Gott eine Frau sah. Nämlich ebenbürtig mit den Männern.

Dieses Buch erzählt deshalb nicht nur die Geschichte einer außergewöhnlichen Frau. Es fragt, warum Frauen wie sie aus unserem Bild der Vergangenheit verschwinden konnten. Eine rhetorische Frage, freilich, denn: Geschichtsschreibung war über Jahrhunderte nicht allein die Aufzeichnung dessen, was geschehen war. Sie war und ist bis heute das Abbild dessen, wie Sichtbarkeit verteilt ist, Zugänge.

Die Weltgeschichte wurde zu lange als eine Abfolge weißer männlicher Helden erzählt. Frauen erschienen als Ehefrauen, Mütter, Musen oder Opfer. Menschen außerhalb Europas traten häufig erst dann hervor, wenn sie sich in bereits bekannte westliche Bilder einfügen ließen. So wurde Tahirih zur persischen Jeanne d'Arc, anstatt als Tahirih verstanden zu werden. Doch Geschichte ist nicht erst dann Weltgeschichte, wenn Europa in ihr vorkommt.

Und die Geschichte der Frauen ist nicht etwa eine Ergänzung zur eigentlichen Geschichte. Sie ist ein wesentlicher Teil, der fehlte – nicht selten bis heute. Ebenso ist die Gleichstellung der Geschlechter kein Nebenthema demokratischer Entwicklung. Sie ist ihr Maßstab. Eine Gesellschaft, die die Hälfte ihrer Mitglieder kontrolliert, entmündigt oder aus dem öffentlichen Raum verdrängt, kann sich nicht frei nennen. Demokratie und Gleichberechtigung sind keine zwei Forderungen, die man voneinander trennen und nach Belieben ordnen könnte. Wo Frauen nicht frei sind, ist niemand wirklich frei.

Tahirih verstand etwas davon, bevor die moderne Sprache der Menschenrechte entstand. Sie bestand darauf, dass die Beziehung des Menschen zum Göttlichen weder vom Geschlecht noch von dessen Rang abhängt. Keine äußere Eigenschaft sollte darüber entscheiden, wer

Wahrheit erkennen kann, kein Geistlicher das Monopol auf die Seele eines anderen Menschen besitzen. Darin lag die Kühnheit ihres Denkens. Darin lag ihr Todesurteil. Kurz bevor sie starb, sagte sie: »Ihr könnt mich töten, aber ihr könnt den Fortschritt der Frauen nicht aufhalten.« Und genau das sollte wahr werden. Tahirih wurde getötet. Doch dem Fortschritt der Frauen tat das letztlich keinen Abbruch.

Er wurde verfolgt, verraten und immer wieder zurückgedrängt. Doch er kehrte zurück. In Versammlungen und Demonstrationen, in die Gerichtssäle und Parlamente, in Gedichten, in Geschichten, in den Videos. In Frauen, denen ein Staat sagt, sie seien unangenehm und störend, gefährlich. Auch in Männern, die sich an die Seite dieser Frauen stellten, weil sie erkannten, dass deren Freiheit nicht etwa einen Verlust, sondern ihre gemeinsame Befreiung mit sich bringen würde. Dieses Buch handelt von Tahirih, weil ohne sie diese Geschichte der Freiheit unvollständig ist.

*»Warum liest du immer?«, fragte Marzieh sie einst,
nach gemeinsamen Spielen drängend.
»Weil ich wissen will«, antwortete Tahirih.*

Die Männer saßen dicht gedrängt auf den Teppichen der Madrasa, die Knie unter sich gezogen, ihre Schreibgeräte zwischen den Fingern. Vor ihnen lagen aufgeschlagene Bücher, deren Seiten von den Händen vieler Generationen dunkel geworden waren. In geschwungenen Zeichen flossen die Buchstaben über das Papier. Die Studenten lasen Koran-Kommentare, doch was sie sahen, waren Kunstwerke. Kalligraphien, schwungvoll und majestätisch. Manche Lernbegierige waren aus Täbris gekommen, andere aus Isfahan oder den kleineren Städten des Nordens. Sie wohnten monatelang in den Räumen der Schule, lernten Verse auswendig, kommentierten Texte am Rand ihrer Manuskripte und diskutierten bis tief in die Nacht über Fragen des Rechts, der Reinheit, der Erbschaft und der göttlichen Ordnung.

Es war die Welt der Männer. Die Welt des öffentlichen Wortes. Hier wurden Urteile gefällt, Ehen geschlossen, Streitigkeiten entschieden und religiöse Autorität geformt. Ein angesehener Gelehrter konnte mit einem einzigen Rechtsgutachten das Leben ganzer Familien verändern. Die Madrasa war nicht bloß eine Stätte des Lernens. Sie war ein Ursprungsort gesellschaftlicher Macht. Es ging um die Ordnung der Welt,

aber auch darum, was diese Welt ordnete. Wer sie ordnete? Das wurde hier nicht gefragt.

Muhammad Saleh Baraghani saß am Kopfende des Raumes, den Rücken auf ein Kissen gestützt, den langen Bart sorgfältig gekämmt. Die Stimme des Mullahs war ruhig, er brauchte keine Lautstärke für Autorität. Die Studenten hörten ihrem Lehrer angestrengt zu, manche mit gesenktem Blick, andere bereits schreibend, bevor er den Satz beendet hatte. Durch die offenen Fenster drang der ferne Lärm der Stadt Qazvin herein.

Mullah Saleh beendete seine Ausführungen mit einer Frage. Sie drehte sich um die Auslegung eines Koranverses, zu dem sich die Meinungen der Gelehrten seit Jahrhunderten unterschieden. Stille. Keiner der Studenten wagte zu sprechen. Manche begannen schließlich, vor sich hin zu murmeln. Doch da erklang eine Stimme. Laut. Klar. Deutlich. Begann jemand die Passage zu interpretieren, schlüssiger und schärfer als viele der Anwesenden es vermocht hätten. Niemand sah, wer dort sprach. Doch alle wussten es. Diese Stimme gehörte einer Frau, die nur hinter einem Vorhang sitzend an diesem Unterricht teilnehmen durfte: der Tochter Mullah Salehs, Fatimih Baraghani, später vor allem bekannt unter dem Namen Tahirih. Sie hatte ihnen den Rang abgelaufen. Wieder einmal. Und brach so mit allen Vorstellungen, die mit der Rolle und dem Charakter einer Frau verbunden waren.

Sangin. Samet. Sittsam und still. So sollten Mädchen eigentlich sein. Besonders in den Häusern der Gelehrten – und die Gelehrten gehörten zu den mächtigsten Männern des Landes – lernte eine Tochter früh, welche Räume ihr offen standen und welche nicht. Nicht umsonst hießen die Gemächer der Frauen in Persien *Andaruni*, innen, um sie vom *Biruni*, von dem Draußen und der Welt der Männer zu unterscheiden. Hinter den Mauern durften Frauen lachen, erzählen, streiten. Hier wurden Kinder großgezogen, Feste vorbereitet, Geschichten

weitererzählt und Beziehungen gepflegt. Dort, wo die Männer waren, wurde gelehrt, diskutiert und entschieden.

Tahirih wurde in diese getrennte Welt entlang des Geschlechts hineingeboren und lebte doch von Beginn an anders. Als ein britischer Orientalist sie später beschrieb, sprach er von einer »berauschend schönen Frau«. Vor allem aber war diesem Mädchen ein scharfer Verstand gegeben. Ein unbändiger Wille trug sie voran, von klein auf, mehr zu wissen, mehr zu sehen, mehr zu lernen. Sie kam als Tochter einer der angesehensten Gelehrtenfamilien Persiens zur Welt. Die Stimmen von Gelehrten, ihr Debattieren, ihr Rezitieren einzelner Verse gehörte genauso zu den Geräuschen ihrer Kindheit wie das Plätschern des Brunnens im Innenhof des großen Anwesens.

Ihren Status hatte sich die Familie hart erarbeitet. Die Baraghani stammten aus einem Dorf am Fuße des Elbursgebirges, das ihnen auch ihren Namen gab. Baraghan. Solche Herkunftsnamen waren in Persien üblich. Sie erinnerten daran, wo ein Mensch seine Wurzeln hatte, schrieben ihm darüber auch besondere Eigenschaften zu, selbst wenn er längst an einem anderen Ort lebte. Ein Schirasi zum Beispiel stammte ursprünglich aus Schiras, ein Qazvini aus Qazvin – beides Städte. Die Baraghani trugen ein Dorf in ihrem Namen. Ein Vorfahre hatte sich einstmals in der großen Stadt Qazvin versucht. Doch geriet er dort in einen heftigen theologischen Streit. Auf Betreiben der führenden Geistlichen wurde er aus der Stadt vertrieben. Die Familie zog sich nach Baraghan zurück. Die Geschichte blieb in Erinnerung.

Auch Tahirihs Vater Saleh, sein älterer Bruder Taqi und der jüngste, Ali, wuchsen in Baraghan auf. Doch als junge Männer, kaum erwachsen, verließen sie das Dorf, gingen zum Studium nach Qazvin, später nach Isfahan und in die schiitischen Heiligtumsstädte Karbala und Nadschaf. Jahre verbrachten auch sie fern der Heimat im Unterricht berühmter Gelehrter. Danach jedoch kehrten sie nicht nach Baraghan zurück,

sondern gingen nach Qazvin. Dort machten sie sich bald einen Namen, als Männer, deren Wissen tief, deren Auslegung streng und deren Ehrgeiz groß waren. Sie waren nicht nur Islamagelehrte, sondern hatten sich den Rang der Mudschtahid erarbeitet, deren Auslegungen verbindlich waren, und konnten damit Recht sprechen. Denn auch die Gerichtsbarkeit beruhte auf dem Koran. Taqi Baraghani wurde rasch zu einem der bekanntesten Prediger der Stadt und zu einer Autorität. Wenn er freitags zum Gebet rief, strömten Massen zu ihm. Die Menschen suchten sein Urteil in gewichtigen Streitigkeiten und Konflikten. Der jüngste Bruder Ali war ebenfalls Prediger, doch er öffnete sich in Qazvin jungen, modernen Strömungen, die wieder zur Reinheit der Lehre zurückfinden, den Glauben wieder als Quelle frommen und wohltätigen Lebens verstehen wollten. Saleh, der Mittlere, liebte das Lernen und die Gelehrsamkeit; er widmete sich der Ausbildung junger Geistlicher. Aus den Söhnen eines Mannes, der einst aus Qazvin vertrieben worden war, waren die religiösen Autoritäten ebenjener Stadt geworden.

Das Persien, in das Tahirih hineingeboren wurde, war ein Königreich. Wie in Europa herrschte ein Monarch über das Land. Und Qazvin verkörpert das Persien dieser Epoche wie kaum eine andere Stadt: Herrschaftliche Paläste zeugten von der Geschichte der Monarchien, die das Land regiert hatten. Doch dieser weltlichen Macht stand die geistliche in nichts nach, im Stadtbild manifestiert durch prunkvolle Moscheen, deren Minarette weit in den Himmel ragten. Fast fünfzig Jahre lang hatte Qazvin zur Zeit der Safawiden-Könige als Hauptstadt Persiens gedient. Auch wenn die Könige längst fortgezogen waren, so blieb Qazvin, strategisch gelegen zwischen Teheran und Täbris, ein bedeutender Umschlagplatz für Macht, Geld und Einfluss. Wer zum Kronprinzen nach Täbris reiste, aus Europa kam, diplomatische Missionen durchführte, die größten Karawanen auf der wichtigsten Handelsroute des Landes begleitete, kam meist hierher, nach Qazvin.

Das Herrscherhaus der Qajaren, das den sagemumwobenen Pfauen-thron der Schahs, der Könige Persiens, zu Lebzeiten Tahirih innehatte, konnte jedoch – anders als frühere Dynastien – die eigene Regentschaft nicht auf eine direkte Blutlinie mit islamischen Geistlichen oder gar dem Propheten Mohammad selbst zurückführen. Umso abhängiger waren sie deshalb vom Klerus. Wo vorher Autoritäten klar nebeneinander definiert waren, der Schah die Ordnung der Welt, die Geistlichkeit die der Moral darstellte, war nun ein Ungleichgewicht entstanden. Der Schah konnte Truppen befehligen und Steuern erheben. Sein Bild war auf den Münzen zu sehen, mit denen die Menschen bezahlten und Handel trieben, die sie ihren heranwachsenden Söhnen zum Geschenk oder einem Brautpaar auf den Weg in ihre gemeinsame Zukunft gaben. Die Gelehrten aber entschieden darüber, ob jene Menschen den Schah auch wirklich als rechtmäßigen Herrscher anerkannten. Und genau in diesem Spannungsfeld hatten die Baraghani ihren Platz gefunden, am Knotenpunkt zwischen geistlicher und weltlicher Macht und in einer Stadt, in der all das zusammenlief. Und gleichzeitig sollte ausgerechnet aus dieser Familie und in dieser Stadt eine Frau hervorgehen, die die Ordnung des Staates und die Gewissheiten der Religion gleichermaßen herausfordern würde.

Das Jahrhundert war noch jung, als Saleh 1817 in Qazvin seine eigene Koranschule eröffnete und nach sich selbst benannte. Die Salehiyeh Madrasa, ein rötlicher dreistöckiger Bau, etablierte sich blitzartig. Bald fasste sie 700 Studierende und wurde zu einer der wichtigsten Institutionen im schiitischen Islam, die sich dem Studium widmete. Das 19. Jahrhundert markierte für diese vor allem in Persien vorherrschende Glaubensrichtung eine ganz besondere Umbruchszeit.

Seit Jahrhunderten bereits glaubte man fest daran, dass der zwölfte Imam – der geheimnisvoll verborgene Nachfolger des Propheten Muhammad – eines Tages zurückkehren würde. Diese Erwartung schwebte

wie ein ewiger Hoffnungsschimmer über den Köpfen der Gläubigen. Doch um 1800 begann überall in den Zentren des Glaubens das Gespräch darüber zu brodeln, ob vielleicht gerade jetzt, in dieser bewegten Zeit, sein Kommen nahe sein könnte. Mehrere Prophezeiungen, die auf einen Zeitpunkt um 1814 oder 1844 hinwiesen, ließen die Herzen höherschlagen. Die Debatten unter den Gelehrten wurden immer hitziger, als hätte jemand Öl ins Feuer gegossen. Auch in den ehrwürdigen Hallen von Qazvin stellte man sich die spannenden Fragen: Woran wäre der »Qaim«, der Verheißene, wohl zu erkennen? Was würde sich verändern, wenn er tatsächlich erschiene? Mit seiner Rückkehr verband sich die Vorstellung, dass nun die ganze Welt erneuert werden würde. Alle Ungerechtigkeit sollte ein Ende finden. Nach der Wahrheit müsste niemand länger suchen, weil sie wieder mitten unter den Menschen wandeln würde. Die Religion, so glaubte man, würde von allem gereinigt, was sich im Laufe der Jahrhunderte um sie gelegt hatte wie Staub auf einen kostbaren Spiegel. Solche Gedanken wirbelten durch die Salehiyeh-Schule wie ein Windstoß, der die Vorhänge bewegt und neugierige Blicke hinter sich herzieht.

Diese Schule war jedoch nicht nur wegen derartigen Diskussionen oder aufgrund ihrer großen Schülerzahl ein ganz besonderer Ort. Saleh tat auch noch etwas anderes, das für diese Zeit ungewöhnlich war. Er eröffnete einen Trakt für Frauen – mit seiner eigenen Frau Amineh als Lehrenden. Die Klugheit seiner Braut dürfte Saleh von Anfang an fasziniert haben, auch wenn dies wohl nicht der Hauptgrund für diese Ehe gewesen war. Denn nicht nur sein Bruder Taqi hatte vor allem im Hinblick auf seine gesellschaftliche Stellung geheiratet und eine entfernte Verwandte des Schahs zur Frau genommen. Auch über die Hochzeit Salehs sagte man, dass sie strategisch gewesen sei. Denn Amineh war die Tochter einer alteingesessenen Gelehrtenfamilie Qazvins, der *Seyyeds*, deren Stammbaum direkt auf den Propheten Muhammad

zurückführte – eine Abstammung, die im Hinblick auf religiöse Autorität besonderes Gewicht hatte.

Amineh war belesen, und dies nicht nur in theoretischen Fragen des Glaubens, sondern auch in persischer Dichtung. In Qazvin war sie vor allem für ihre Schriftwerke bekannt, für Kalligraphien, deren schwungvolle Zeichen schön und in aufwendiger Anordnung Staunen auslösten. Amineh schrieb nicht nur Zeile für Zeile. Fertiggestellt ergaben ihre Schriftstücke Bilder: die Umrisse einer Blume, die Abbildung einer Hand, einen Halbmond. Auch dieses Talent lag in der Familie: eine ältere Verwandte Aminehs wirkte als Kalligraphin am Hof des Schahs. Die noch erstaunliche Figur aus dem Kreis der Seyyeds jedoch war wohl die Mutter Aminehs: noch im 18. Jahrhundert geboren, hatte sie den Koran auswendig gelernt und unterrichtete als erste Frau ihrer Familie und ihrer Zeit von einer Kanzel aus andere Frauen. Als hätten Amineh und Saleh geahnt, was für ein Kind ihnen da geschenkt worden war, benannten sie Tahirih auch nach ebenjener Großmutter: Fatimih.

Tahirihs Leben spielte sich als Kind vor allem in dem großen Anwesen ihrer Familie ab, das sich mit seiner weißen Front und seinen geschwungenen Torbögen an einer der Prachtstraßen auftat. Im Inneren war die Trennung der Räume nach Geschlechtern, wie sie in der Außenwelt sonst üblich war, aufgehoben. Und ebenso wehte durch dieses Haus der Baraghani sowohl der Geist der Gelehrsamkeit als auch die Liebe zu Dichtung und Poesie. Von allen Kindern, die Amineh und Saleh bekamen, war Tahirih diejenige, die all das am meisten aufsog. Gebildet und belesen waren sämtliche der sieben Geschwister, Söhne wie Töchter. Doch Tahirih drängte voran, immer weiter. Mit vier Jahren konnte sie bereits persisch und arabisch schreiben, übte das Rezitieren und sang alsbald die Verse des Korans ebenso vor sich her wie die des großen persischen Dichters Hafez. Schon als kleines Kind beobachtete sie, wie die Männer sich in Anwesenheit ihres Vaters gaben,

studierte, wie sie diskutierten und ein schlagendes Argument hervorbrachten und wie ihr Vater sie dann doch immer wieder belehrte. Und wenn sie zwischen den Teppichen und Kissen des für die Frauen vorgesehenen Flügels saß, schaute sie ihrer Mutter, ihren Tanten und Cousinen zu, flocht sich mit ihrer Schwester Marzieh die Haare. Die beiden Mädchen musizierten, sangen und diskutierten oder lasen sich gegenseitig vor. Hier lernte Tahirih, was es bedeutete, eine Frau zu sein, und dort, wie die Welt der Männer war. Sie formte heraus, wie sie selbst sein wollte, ihr Verstand hielt sie dazu an, mehr wissen zu wollen. Ihre Frömmigkeit trieb sie ins Gebet und in die Meditation, so andächtig, dass ihre Eltern davon ergriffen waren. Von klein auf jedoch liebte sie auch das ganz irdische Leben und griff beherzt in die mit Datteln, Nüssen und Obst befüllten Schüsseln, die Bedienstete ihnen brachten. Vor allem die süßen Speisen hatten es ihr angetan. Manch ein Erwachsener wollte dieses Mädchen necken, vielleicht auch testen und fragte sie, wie das denn mit jener Gottesfürchtigkeit einhergehen könne, die sie so sehr für sich beanspruchte. Doch dann antwortete sie keck: »Es ist überliefert, dass es eines der wesentlichen Merkmale der Bewohner des Paradieses ist, das Speisen zu genießen, und zwar fortwährend.«

Der liebste Ort Tahirihs jedoch war die große Bibliothek des Hauses. Meist fand man sie zwischen den Regalen, vertieft in eines der Bücher. »Warum liest du immer?«, fragte Marzieh sie einst, nach gemeinsamen Spielen drängend. »Weil ich wissen will«, antwortete Tahirih. Buch um Buch zog sie hervor und ließ sich jedes Mal aufs Neue hineinziehen in die Welt, das Wissen, die Gedanken, die die Seiten ihr eröffneten. Sie prägte sich Namen und Begriffe ein, sagte sie laut vor sich hin. Es war ihr Bruder Taqi, benannt nach seinem berühmten Onkel, der einmal aussprach, was die ganze Familie über sie dachte. »Keiner von uns wagt es, in ihrer Gegenwart zu sprechen. Denn was auch immer wir

sagen – sie widerlegt es mit Klarheit. Wie oft bin ich selbst beschämt verstummt.«

Saleh hatte eine besondere Beziehung zu dieser Tochter. Oft war es vorgekommen, dass sie dem Vater nach dem Unterricht, wenn die diskutierenden Männer gegangen waren, die eine oder andere überaus prägnante Frage stellte oder dass sie ihm frei rezitieren konnte, was sie gelesen hatte. Voller Stolz gab er ihr, die genauso wie er nach immer noch mehr Wissen strebte, ihren ersten Ehrennamen und nannte sie *Zarrin Taj*, die Krone meines Hauptes. Doch je näher der Zeitpunkt heranrückte, zu dem aus dem Kind eine Frau wurde, desto trauriger wurde Saleh. Denn das Heranreifen der Tochter bedeutete, dass die Bewegungsfreiheit, die ihr ihre Eltern zwischen den Welten gewährt hatten, nun enden musste. Der Vater konnte diesen brillanten Geist für sich nicht von dem trennen, was ihn umgab: ein weiblicher Körper. »Ach, wäre sie doch ein Sohn geworden«, seufzte er oft vor sich hin.

Als Tahirih gerade alt genug war, um den Frauentrakt in der Schule ihres Vaters zu besuchen, also etwa zehn oder elf, verstand auch sie diese Limitation. Doch sie akzeptierte sie nicht. Nein, im Trakt der Frauen wollte sie nicht lernen – nicht etwa weil sie diesen Raum nicht respektierte, sondern weil sie wusste, dass sie eigentlich das Zeug dazu hatte, eine Studentin ihres Vaters zu sein. Wenn nicht sogar noch mehr.

Dieses Streben entsprang keinem Wunsch nach Auflehnung. Tahirih definierte sich nicht über Widerstand. Was sie vorantrieb, war etwas Positiveres: die Überzeugung, dass es hinter dem Bekannten noch mehr zu entdecken gab. Hinter jeder Tür ein weiterer Raum, hinter jedem Buch eine weitere Frage, hinter jeder Antwort eine tiefere Wahrheit.

Tahirih definierte sich nicht über Widerstand. Was sie vorantrieb, war etwas Positiveres: die Überzeugung, dass es hinter dem Bekannten noch mehr zu entdecken gab.

Nicht das Niederreißen von Mauern war ihr Ziel. Sie wollte sehen, was dahinterlag. Der Unterricht im Frauentrakt aber vermittelte solche Möglichkeiten nicht. Deshalb versuchte Tahirih ohne Unterlass, Saleh zu überreden, sie an seinen Vorlesungen teilhaben zu lassen. Der wusste zwar um die Fähigkeiten seiner Tochter, kannte aber auch die festgeschriebenen Regeln und Sitten. Und fand eine Lösung in Gestalt jenes Vorhangs, hinter den sie sich während seines Unterrichts setzte – ihr eigener Raum in dem der Männer.

Tahirih wurde Salehs eifrigste Schülerin. Herausragend und genial. Einige der Studenten bewunderten sie, andere konnten durch die Augen Salehs, ihres Lehrers und einer einem Meister gleichen Autorität ihr Können akzeptieren. Doch es gab viele, denen ihre Anwesenheit zuwider war. Sie sahen in ihr eine einzige Anmaßung. Noch traute sich niemand, damit hervorzutreten und Saleh dafür zu kritisieren. Aber es war eine erste Kerbe, die in das Vertrauensverhältnis zwischen Saleh und seinen Studierenden geschlagen wurde.

Tahirih selbst blieb davon unberührt, zumal das Studium in der Koranschule für sie nicht im gleichen Maß existenzfüllend war wie für die meisten ihrer männlichen Kommilitonen. Inzwischen war aus ihrer Liebe zur Poesie ein weiterer Bereich ihres Lebens geworden, in den sie sich voller Hingabe stürzte. Die Verse flossen nur so aus ihr heraus, schon bald wurde man in Qazvin auch außerhalb des väterlichen Hauses auf diese aufmerksam. Sie waren als Zweizeiler geschrieben, mit einem wiederkehrenden Refrain und erzählten dabei trotzdem eine Geschichte, die sich entlang assoziativer Bilder bewegte. Eine Rose, ein Weinkelch, ein Lichtstrahl – diese kodierte Symbole benutzte sie genau so, wie sie die Menschen aus der großen Literatur kannten. Dieses ungewöhnliche Mädchen dichtete wie Hafez und Rumi, deren Worte in Persien nie nur der Luxus Gebildeter waren, sondern unverzichtbare Teile des täglichen Lebens, zitiert wie Sprichwörter, bei

Zusammenkünften ebenso wie im Alltag; selbst Händler oder Handwerker konnten deren Zeilen auswendig aufsagen. Wie Hafez schrieb Tahirih von Sehnsucht und Schönheit, von Trennung, vom Geliebten, von der Suche nach Wahrheit. Und wie bei Hafez blieb oft offen, wer dieser Geliebte eigentlich ist. Ein Mensch? Oder Gott? Gerade diese Mehrdeutigkeit ist ein Kennzeichen der klassischen persischen Mystik. Die Sprache der Liebe als Sprache der Religion. Doch Tahirih sprach sie mit größerer Dringlichkeit. Ihre Gedichte wirken persönlicher als die Texte der klassischen Dichter, sie waren direkter. Denn Tahirih war nicht bloß Beobachterin dieser sehnsüchtigen Erwartung, sie spürte sie mit jeder Faser ihres Körpers. Und je mehr sie lernte, je mehr sie erkannte und je mehr sie schrieb, desto rastloser wurde sie, erfüllt von einer unbändigen Leidenschaft, die ihr ein Leben lang bleiben sollte.

*»Ich habe keinen Geliebten außer Dir,
nach keinem anderen verlangt mein Herz.
Von Deiner Schönheit erfüllt,
hat mein Blick jede andere Schönheit vergessen.«*

2

»Seit langem sehne ich mich danach. Nach diesen Erklärungen, nach den Wahrheiten, die hinter den Worten liegen. Gib mir alles, was du von ihren Schriften besitzt. Und denk nicht über meinen Vater und seinen Zorn nach.«

Ein Tropfen Rosenwasser hinter jedes Ohr, in die Senke, wo sich die Schlüsselbeine gegenüberstehen. Und einen zwischen die Brüste. Henna auf Hände und Füße. Stunden im Hamam, zwischen Dampf, Gelächter und den Händen erfahrener Frauen, die Haare flochten, Haut einrieben und Geschichten erzählten. Noch ein letztes Mal im Kreis der eigenen weiblichen Angehörigen essen, tanzen und singen. Dann streiften die Frauen der Braut den festen Stoff des Kleides über, das bereits die ganze Zeit auf einem Ständer drapiert war. So endete eine Kindheit, und ein Leben als Frau begann. Eine Hochzeit war immer mehr als nur die Verbindung zweier Menschen. Sie knüpfte ganze Familien aneinander. Als Zeichen dafür wanderte die Tochter von der Familie ihrer Eltern nun in die ihrer Schwiegereltern. Hoffnungen, Verpflichtungen und Erwartungen wechselten mit ihr die Schwelle.

Auch für Tahirih kam dieser Moment. Sie war kaum dreizehn Jahre alt, als sie unter Gesängen, Klatschen und freudigem *kel zadan*, den schrillen Tönen schnell vibrierender Zungen, die Schwelle ihres neuen Zuhauses überschritt. Die Tür war ihr bereits vertraut. Sie gehörte zum

Haus ihres Onkels, Mullah Taqi. Denn ihr Bräutigam war zugleich ihr Cousin, Muhammad Baraghani. Auch Muhammad war die Stunden zuvor im Kreis der Männer gefeiert worden. Als Mullah hatte er den Weg seines Vaters eingeschlagen und führte die Reihe der Islamgelehrten in seiner Familie fort. Ein Mann, der die Geschichte von Erniedrigung und Triumph der Baraghani verinnerlicht hatte. Der seinem Vater ergeben und treu verbunden war – allein schon im Hinblick auf seinen eigenen Einfluss. Den sollte auch die Verbindung mit Tahirih festigen und den Grundstein für eine Dynastie von Gelehrten legen.

Doch während von Bräuten dieser Zeit erwartet wurde, dass sie mit dem Tag ihrer Hochzeit ihrem bisherigen Leben den Rücken kehrten und sich ausschließlich im Kreis ihrer neuen Familie bewegten, schlug Tahirih einen anderen Weg ein. Schon kurze Zeit nach dem Großereignis ihrer Hochzeit kehrte sie ins Haus ihrer Eltern zurück. Andere verheiratete Frauen ihrer Zeit taten dies, wenn ihr Mann starb oder sie verstieß. Beides kam einem Todesurteil gleich, denn gesellschaftlich existierten diese Frauen dann nicht mehr. Tahirih jedoch zog es immer und immer wieder in das Haus ihres Vaters, um in der Bibliothek weiterzustudieren. Dort saß sie dann zwischen den Büchern und Abschriften, las und rezitierte, genau so, wie sie es auch vor ihrer Hochzeit immer getan hatte. Auch ihr Studium an der väterlichen Koranschule Salehiyah setzte sie weiter fort. Noch waren die Bande innerhalb der Familie stark genug, dieses ungewöhnliche Verhalten zu dulden und zu tragen. Doch die Spannung war angelegt.

In rascher Folge brachte Tahirih zwei Söhne zur Welt: Ibrahim und Ismail. Beide sollten sich später gegen die eigene Mutter stellen. Doch in den Lebensbeschreibungen der beiden findet sich eine bemerkenswerte Notiz. Dort wird Tahirih nicht nur als ihre Mutter genannt, sondern auch als ihre Lehrerin. Tahirih hatte ihnen das Leben geschenkt, aber auch ihr schier unerschöpfliches Wissen. Schließlich bekam sie

auch noch eine Tochter: Zaynab. Anders als ihre Brüder wurde Zaynab später zu einer Begleiterin ihrer Mutter, wohin auch immer sie ging.

Es war um die Zeit der Geburten ihrer Söhne, dass aus der Schülerin Tahirih eine Lehrerin wurde, die nun, genau wie ihre Mutter, an der Salehiyeh Mädchen und Frauen unterrichtete. Neben ihr gab es dort viele andere Lehrerinnen. Doch kaum eine übte eine ähnlich große Anziehungskraft auf ihre Studentinnen aus. Daran, dass sie selbst bei den Männern mitgelernt hatte, lag das nur zum Teil. Viel bedeutender war, dass Tahirih nicht nur Bekanntes wiedergab, sondern weiterdachte und ihre Schülerinnen motivierte, es ihr gleichzutun. So lernten diese nicht nur die Ansichten früherer Gelehrter kennen. Sie lernten, selbst zu denken.

Durch ihre Dichtung hatte Tahirih längst Übung darin, mit den Fäden anderer Neues zu weben. Die überlieferten Rhythmen und Bilder und die Sehnsucht, die sie in sich trugen – all das nahm sie auf, verknüpfte es aber zu etwas Eigenem, schuf vertraut wirkende Muster, die doch an neue Orte führten. Vergleichbar verfuhr sie nun auch mit der Wissenschaft: Aus der Schülerin von einst wurde eine Lehrerin, eine Gelehrte.

Zunächst geschah dies mehr oder weniger im Verborgenen, in Tahirih's Innerem und in den Räumen, in denen sich nur Frauen bewegten. Dort eben, wo ihre Gedanken die Schwelle zur Welt der Männer kaum überschritten. Dennoch lag in dieser Verborgenheit eine eigentümliche Ironie. Denn während Tahirih hinter den Mauern des Frauentraktes begann, die Fäden der überlieferten Auslegungen neu miteinander zu verweben, geschah draußen etwas ganz Ähnliches.

Persien befand sich ab den 1820er Jahren in einem Zustand angespannter Erwartung. Das lag nicht allein an politischer Instabilität oder einem Königshaus, das das Land in weitere Kriege zu stürzen drohte. Die Anspannung war auch aufgeregt und freudig, voller Erwartungen

an die Rückkehr des Qaim, des mystischen Nachfolgers des Propheten. Die großen Gelehrten überboten sich mit Deutungen. Auch die Baraghanis widmeten sich den damit verbundenen Erneuerungsgedanken. Dabei lag in ihrer eigenen Geschichte eine gewisse Ironie, weil die Familie ja einst selbst aus einem Dorf gekommen war und sich gegen etablierte Kreise durchgesetzt hatte. Insofern war ihr Aufstieg an sich bereits Ausdruck einer Veränderung. Doch inzwischen gehörten die Baraghanis zu jenen, die die bestehende Ordnung verteidigten. Saleh und mehr noch dessen Bruder Taqi galten als unverzichtbare Führer der Gemeinschaft, weil sie die Glaubensgrundsätze auslegten, Recht sprachen und den Menschen Orientierung in allen Fragen des Lebens gaben. Für Männer wie sie barg die Erwartung des verborgenen Imams auch eine gewisse Gefahr, denn sie verstanden sich in seiner Abwesenheit als Stellvertreter. Was aber würde mit ihnen geschehen, wenn der Abwesende zurückkehrte? Natürlich warteten auch sie auf die Erfüllung einer Verheißung. Doch sobald diese wahr würde, brächte das auch die Erschütterung der bestehenden Ordnung mit sich – und damit ihrer eigenen Autorität, ihres Einflusses, ihres Wohlstands. Wer würde künftig sprechen, die Menschen anführen und von ihnen gehört werden?

Einen gab es unter den Geistlichen dieser Epoche, der sich besonders hervortat, und dem zugehört wurde, weil er Wahrheiten aussprach, die andere nicht in sich trugen: Scheikh Ahmad. In Bahrain geboren und ebenso wie die Baraghani-Brüder an den großen religiösen Stätten ausgebildet, verband er mit seinen scharfsinnigen Aussagen und seinem tiefen Wissen mystische, spirituelle Gedanken, die er als die eigentliche Essenz der Religion verstand – ganz im Gegensatz zu den Baraghanis: Sie vertraten eher die Lehre der direkten, wissenschaftlichen Auslegung der heiligen Schriften.

Scheikh Ahmad war den Baraghanis durchaus bekannt, und die Erinnerungen an ihn waren keineswegs gute. Sie reichten in die Zeit kurz

nach Tahirihs Geburt zurück. Damals war ihr Onkel, Mullah Taqi, zu einem Abendessen zu Ehren Ahmads eingeladen worden, der zu dieser Zeit in Zusammenhang mit dem verborgenen Imam in aller Munde war. Bereits in den 1810er Jahren hatte der Scheikh vorausgesagt, dass die Ankunft des verborgenen Imams unmittelbar bevorstünde, und war aufgebrochen und von Stadt zu Stadt gezogen, um genau diesen Gedanken zu predigen. Das hatte ihn auch nach Qazvin geführt. Eigentlich hätte er dort als Allererstes Taqi seine Aufwartung machen müssen, weil er der einflussreichste Geistliche der Stadt war. Doch diese Höflichkeitsgeste unterblieb. Und Taqi, der von Grund auf herrschsüchtig und empfindlich war, zeigte sich entsprechend verärgert.

Als sich Taqi und Scheikh Ahmad nun bei jenem Abendessen gegenüber saßen, baute sich die Spannung zwischen ihnen weiter auf. Wie es üblich war, ließ man erst den Gast und reisenden Prediger sprechen, damit sich aus dessen Worten eine Diskussion entspinnen konnte. Doch Taqi beließ es nicht beim Austausch von Argumenten, er begann, Scheikh Ahmad immer feindseliger zu widersprechen, beleidigte ihn schließlich und hielt ihm vor, Verrat am Glauben zu begehen. Die Feindschaft, die an diesem Abend begann, legte auch offen, wie unterschiedlich die Positionen der Geistlichkeit hinsichtlich der verheißenen Erneuerung waren: Scheikh Ahmad führte ein vergleichsweise einfaches Leben. Er besaß keine große religiöse Institution, lehrte in keiner Stadt, deren geistliches Leben von ihm abhing. Sein Ansehen beruhte allein auf seinen Gedanken und der Begeisterung der Menschen, die ihm zuhörten. Taqi dagegen war tief in die bestehende Ordnung eingewoben. Seine Stellung als Imam, Richter und Gelehrter war nicht nur eine Frage des Glaubens, sie bestimmte auch seinen Einfluss, sein Ansehen und den Wohlstand seiner gesamten Familie. Die religiöse Welt, so wie sie bestand, war sein Fundament. Ohne sie wäre er nichts.

Das verhängnisvolle Abendessen lag bereits viele Jahre zurück, als Scheikh Ahmad, wenn auch auf ganz andere Weise, erneut die Grundfesten der Baraghanis erschütterte. Die längst herangewachsene Tahirih war bei ihrem Cousin Mullah Javad zu Besuch, einem Neffen ihrer Mutter. Wie es ihre Gewohnheit war, strich sie auch dort durch die Bibliothek. Bei der Abschrift eines Textes von Scheikh Ahmad blieb sie hängen. Sie nahm die Blätter zu sich und begann zu lesen. Ob es Minuten waren, Stunden? Sie hatte gefunden, was sie sich so lange gewünscht hatte. Hier stand es vor ihr in schönster Kalligraphie: die Einheit von Geistigkeit und Vergeistigung, von Wissen und Mystik. Immer war sie auf der Suche nach Pforten gewesen, die ihr völlig neue Sichtweisen eröffneten. Hier endlich lud sie jemand ein, durch eine solche hindurchzugehen. Mit den Seiten in der Hand musterte sie die restlichen Bücher und Stapel im Raum. Sie fand weitere Werke von Ahmad. Und einen neuen Namen: Seyyed Kazem, der wichtigste Schüler Ahmads, der zu seinem Nachfolger geworden war, als Scheikh Ahmad wenige Jahre nach seinem Besuch in Qazvin verstarb. Noch vor seinem Tod hatte sich Ahmad eine enorme Anhänger-schaft aufgebaut, die sogar seinen Namen trug – Scheikhis – und die in der irakischen Religionshochburg Karbala ihr größtes Zentrum hatte.

Als Tahirih mit ihren Bibliotheksfunden nun zu ihrem Cousin ging und ihn bat, die Bücher ausleihen zu dürfen, erschrak dieser zutiefst und schüttelte den Kopf. Schließlich galt nicht nur Taqi, sondern auch Tahirihs Vater Saleh Baraghani als erbitterter Gegner Scheikh Ahmads und Seyyed Kazems. Für seine weitere Begründung griff der Cousin zu jener bildreichen Gelehrtensprache, die den Männern seiner Welt selbstverständlich war. »Wenn dein Vater auch nur ahnte, dass Worte

Immer war sie auf der Suche nach Pforten gewesen, die ihr völlig neue Sichtweisen eröffneten. Hier endlich lud sie jemand ein, durch eine solche hindurchzugehen.

dieser beiden Leuchten des Glaubens zu dir gelangt sind, dass auch nur ein Hauch ihres *Gartens der Wahrheit* dich erreicht hat, würde er mir das niemals verzeihen. Und sein Zorn würde auch dich nicht verschonen.«

Doch Tahirih ließ sich nicht abschrecken. Sie antwortete: »Seit langem sehne ich mich danach. Nach diesen Erklärungen, nach den Wahrheiten, die hinter den Worten liegen. Gib mir alles, was du von ihren Schriften besitzt. Und denk nicht über meinen Vater und seinen Zorn nach.« Da gab der Cousin nach.

Da sie sich für ihr Studium von Schriften immer in die Abgeschiedenheit der Bibliothek ihres Vaters zurückzog, war dies auch der Ort, an dem Tahirih sich die für sie neuen und zugleich so vertraut erscheinenden Gedanken dieser beiden Geister erschloss. Die Schriften von Scheikh Ahmad bestätigten ihr, dass die Begrenzungen, die ihr die Außenwelt auferlegte, weil sie eine Frau war, in Wirklichkeit gar nicht existierten. Die Wahrheit, so die Scheikhi-Lehre, wohnt nicht nur in der Schrift, sondern im Sehen des Herzens: »Wissen ist ein Licht, das Gott in das Herz dessen legt, den Er erwählt.«

Schließlich griff Tahirih selbst zu ihrer Rohrfeder und begann zu schreiben: an Seyyed Kazem. Sie konnte den Drang, sich ihm mitzuteilen, auf Dauer nicht kleinhalten, kein Weg führte für sie an diesem Brief vorbei. »Im Namen Gottes, des Gnädigen, des Barmherzigen. Dem verehrten Gelehrten, dem Meer des Wissens, dem Erben der Erkenntnisse der Imane«, so schrieb sie. Doch ihre Worte blieben nicht lange die einer Bittstellerin. Die Fragen, die sie bewegten, waren stärker als alle Konventionen. Kaum hatte sie dem Boten ihren Brief auf die lange Reise nach Karbala übergeben, wartete sie bereits ungeduldig auf eine Antwort.

Kazem, der im Namen Scheikh Ahmads in Karbala eine Schule eröffnet hatte, lehrte seine Schüler, dass sie sich auf nichts weniger vorbereiten sollten als auf ein neues Zeitalter. Tahirih traf dieser Gedanke

bis ins Mark, denn auch ihr selbst ging es um eine totale, eine radikale Erneuerung. Bislang allerdings hatte sie diese Erneuerung vor allem auf ihren Glauben und auf sich als Frau bezogen. Nun jedoch keimten in ihr erste Überlegungen, dass es um mehr gehen könnte – und müsste. Was hätte es für einen Zweck, wenn die Religion sich ändert, die Gesellschaft jedoch nicht? Oder anders: Musste nicht der Glaube ganz grundsätzliche Fragen stellen – nach Gerechtigkeit, einer gleichberechtigten Verteilung irdischer Güter, oder auch darüber, wem zugehört wurde, wer entscheiden durfte und ob das eigene Leben auch tatsächlich der eigenen Person gehört? Als Tochter zweier einflussreicher Geistlicher stellte sie mit solchen Ansätzen auch die Stellung ihrer eigenen Familie infrage. Doch selbst dazu war sie bereit.

Eines Abends traf sie in der Bibliothek auf ihren Vater. So, wie es so oft geschehen war, tauschten zwei große Geister, die größten wohl dieser Familie, sich aus. Doch diese Begegnung sollte anders verlaufen als alle vorherigen. Denn als Saleh Baraghani klar wurde, dass sich seine Tochter mit den Lehren Scheikh Ahmads beschäftigte, ja mit ihnen äußerst vertraut war, erstarrte er. Nicht weil Tahirih anderer Meinung war – daran hatte er sich längst gewöhnt. Schließlich hatte sie seit ihrer Kindheit zu seinem großen Stolz unentwegt gefragt, widersprochen und nachgehakt. Jetzt aber sprach sie die Sprache jener Männer, die die bestehende Ordnung bedrohten. Seine Ordnung bedrohten. »Dein Cousin Javad hat dich ins Verderben gestürzt!«, rief er aus, wissend, dass der Rest der Familie die Schriften der Scheikhis schon lange verworfen hatte. Doch Tahirih ließ sich nicht beirren und erwiderte: »Ahmad war ein wahrer Gelehrter Gottes, und ich habe eine Fülle geistiger Wahrheiten durch das Studium seiner Bücher erlangt. Alles, was er sagt, stützt sich auf die Überlieferungen der heiligen Imane!« Und sie schloss an: »Du nennst dich selbst einen mystischen Kenner und einen Mann Gottes, und du hältst auch deinen angesehenen Bruder für einen Gelehrten

und Frommen – doch ich finde in keinem von euch eine Spur dieser Eigenschaften!« Es waren Worte, die eine Tochter gewöhnlich nicht an ihren Vater richtete. Noch schlimmer war, dass aus ihnen nicht etwa rebellischer Trotz sprach, sondern klare Überzeugung. Hier, in dieser Bibliothek, hatte Saleh seine Tochter aufwachsen sehen, zwischen seinen kostbarsten Manuskripten ihren Wissensdurst gefördert, ihre Fragen

»Du nennst dich selbst
einen mystischen Kenner
und einen Mann Gottes,
und du hältst auch deinen
angesehenen Bruder
für einen Gelehrten und
Frommen – doch ich finde in
keinem von euch eine Spur
dieser Eigenschaften!«

beantwortet, ihre außergewöhnliche Begabung erkannt. Hier hatte er ihr den Namen *Zarrin Taj* gegeben – Krone meines Hauptes. Und nun standen sie in ebendiesem Raum einander gegenüber. Feindselig.

In den Wochen und Monaten nach diesem Vorfall kehrten Saleh und Tahirih zunächst immer wieder zu denselben Fragen zurück. Die Auferstehung. Das jüngste Gericht. Die Himmelfahrt des Propheten. Die Verheißungen über den Kommenden. Sie debattierten und stritten. Der Vater, der einer der angesehensten Gelehrten Persiens war, und die Tochter, die einst hinter einem Vorhang seinem Unterricht gelauscht hatte. Doch nun hatte sich die Konstellation verändert. Früher hatte Saleh gelehrt und Tahirih gelernt. Nun standen sie sich auf Augenhöhe gegenüber. Eines Nachts zitierte Tahirih zur Untermauerung ihrer Argumente eine entscheidende Überlieferung. Sie kannte den Wortlaut auswendig. Ihr Vater hatte ihn ihr gelehrt. Diese Überlieferung bestätigte genau die Position, die sie vertrat. Für einen Augenblick schwieg Saleh, doch dann begann er zu lachen. Aus Spott. Er verspottete die Überlieferung selbst.

Tahirih starrte ihn an. »Mein Vater, dies sind die Worte des heiligen Imams. Wie kannst du sie verspotten und verleugnen?« Es war der Augenblick, in dem Tahirih erkannte, dass ihr Vater eine Autorität

zurückwies, die er selbst sein Leben lang verehrt hatte, weil deren Worte nicht mehr zu seiner Position passten. Von da an hörte sie auf, mit ihm zu streiten.

Unterdessen war Tahirih's Brief in Karbala angekommen. Seyyed Kazem hatte rasch erkannt, wer ihm da schrieb. Zwar waren Briefe von Frauen in den Lehrhäusern des schiitischen Islam nichts Ungewöhnliches. Doch dieser hier war anders. Denn die Verfasserin fragte nicht nach einer Auslegung. Sie rang nicht mit den großen Fragen ihrer Zeit, sondern bot gleich selbst Antworten und Argumente – präzise, mit einer beeindruckenden Kenntnis der Überlieferungen und mit kühnen Schlüssen. Sie verband theologische Logik mit mystischen Motiven. Zeigte einen verblüffenden Einklang von Verstand und Herz.

Bald wurden aus den Schriften Tahirih's eigene religiöse Traktate, Abhandlungen, wie sie führende Geistliche abgaben und wie sie dann verbindlich in den Kanon der Lehre aufgenommen wurden. In einer Welt, in der Frauen die Überlieferung allenfalls wiedergeben durften, trat sie nun als Auslegende auf. »Wenn Gott in seiner Barmherzigkeit Erkenntnis sendet, dann fragt er nicht nach Bart oder Schleier«, schrieb sie. »Er fragt: Bist du bereit?«

Das war neu. Eine Frau, die sich der *ghulat* verdächtig machte, der Anmaßung von Gedanken und Überlegungen, die ihr eigentlich nicht zustanden. Trotz ihrer progressiven Gedanken herrschte auch an der Scheikhi-Schule eine klare Trennung nach Geschlecht. Die Vorlesungen Kazems waren ausschließlich Männern vorbehalten. Doch Kazem nahm die Gedanken und Präzisierungen, die Tahirih als Frau in diesem Kreis gar nicht hätte vortragen dürfen, und zitierte sie, wenn er zu seinen Studenten sprach. So kam es, dass man in Karbala schon bald von der gelehrten Frau aus Qazvin sprach. Mehr und mehr wurde Tahirih's Name mit der Erneuerung verknüpft, nach der so viele suchten. Mit dem Mut, den es brauchen würde, wenn der, auf den alle warteten,

endlich erschiene. Die Antwort, die Seyyed Kazem schließlich auf Tahirih's Brief sandte, war erfüllt von Verve und Wertschätzung. Er gab ihr auch einen neuen Ehrennamen: *Qurrat'ul-Ayn*. Trost meiner Augen.

Schon bald entspann sich ein reger Briefwechsel, und Tahirih's Ruf drang sogar noch über die Stadtgrenzen von Karbala hinaus. Während sie weiter in Qazvin im Frauentrakt unterrichtete, ihre Kinder großzog und nachts ihre eigenen Texte schrieb, wurde in den wichtigsten Lehrhäusern des schiitischen Islam plötzlich über eine unbekannte Frau gesprochen, die bislang niemand gesehen hatte. Schließlich erreichten diese Gerüchte auch Qazvin.

Nun blieb den Baraghanis kaum noch etwas anderes übrig, als Stellung zu beziehen. Denn die anderen Geistlichen wollten wissen, was Taqi zu den Ansichten seiner Nichte sagte. In diesem Ansinnen schwang auch die unausgesprochene Frage mit: Was würde der entschiedenste Gegner Scheikh Ahmads tun, wenn dessen Lehren sogar in der eigenen Familie derart gefruchtet hatten?

Taqis Sohn Muhammad – Tahirih's Ehemann –, entzog sich dieser Spannung. Sein ganzes Leben hatte er im Schatten seines Vaters verbracht. Dort blieb er auch jetzt. Wo Taqi sprach, schwieg er. Wo Taqi urteilte, folgte er. Für Taqi hatte Tahirih die Grenzen dessen, was ihr als Frau zustand, längst überschritten. Er begann in den theologischen Diskussionen, denen sie deshalb nicht beiwohnen konnte, weil allein Männer sie führen durften, mehr und mehr über sie als Frau zu sprechen. Als Mutter, deren Platz doch ein ganz anderer sei als der, den sie durch ihre Schriften für sich beanspruchte. Er versuchte, sie als jemanden darzustellen, den man nicht ernst nehmen konnte, weil sie es nicht einmal fertigbrachte, die ihr eigentlich zugeschriebenen Aufgaben zu erfüllen. Als Tahirih dies zu Ohren kam, suchte sie ihren Onkel auf. Im Haus, das sie gemeinsam bewohnten, stellte sie sich ihm entgegen, ignorierend, wer noch im Raum war. »Wenn der Imam

zurückkehrt – warum sollte nur ein Mann ihn erkennen?«, schleuderte sie ihm entgegen. »Ist Erkenntnis etwa geschlechtlich? Ist Wahrheit männlich?« Doch Taqi erwiderte mit Zorn. Er forderte, Tahirih unter Hausarrest zu stellen. Sie möge ihm aus dem Blickfeld genommen werden. Das Haus, das Tahirih ohnehin nur halbherzig bezogen hatte, wurde zu einem Ort der Feindseligkeit gegen sie, seitens ihres Onkels, ihres Ehemanns, der seinem Vater nacheiferte, schließlich auch ihrer Söhne, die ihr mehr und mehr entzogen wurden. Auch im Haus ihrer Eltern war sie nach den Disputen mit ihrem Vater nicht mehr willkommen. Nein, hier fühlte sie sich nicht zuhause. Geistig schon lange nicht mehr, nun jedoch auch ganz reell nicht mehr. Erst keimte der Gedanke nur auf, dann wuchs er immer schneller in ihr, bis aus ihm eine Entscheidung wurde: Tahirih würde aufbrechen, alles hinter sich lassen. Und nach Karbala gehen.

*O Liebende, o Liebende,
das Antlitz der Wahrheit hat sich enthüllt.
Zerrissen ist der Schleier
durch die Macht des Königs aller Könige.*

*O Liebende, o Liebende,
legt das Gewand der Furcht ab.
Der Frühling ist gekommen,
die Zeit des Verborgenseins ist zu Ende.*